

Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 8 (1937)

Artikel: Abenteuer in der Antarktis
Autor: Ellsworth, Lincoln
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-917777>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ABENTEUER IN DER ANTARKTIS

Von LINCOLN ELLSWORTH (Lenzburg)

An Bord der „Wyatt Earp“. 20. Januar 1936

Ich bin an Bord meines Expeditionsschiffes „Wyatt Earp“ zurückgekehrt. Groß war meine Freude, es wiederzusehen. Gestern abend, am 19. Januar, war das Wetter neblig und kalt, und die „Discovery II“, von der ich so herzlich aufgenommen worden war, kehrte von der Discoverybucht, die sich fast 100 Kilometer im Westen befindet und wo ich einige wissenschaftliche Forschungen ausgeführt hatte, langsam nach der Walfisch-Bai zurück. Der Kapitän ließ mir mitteilen, daß die „Wyatt Earp“ durch den Nebel hindurch gesichtet worden sei. Sie hatte einen weiten Weg, der fast der halben Tour rund um den Südpol entsprach, zurückgelegt, um mich hier abzuholen. Die beiden Schiffe begegneten einander in der Nacht.

Unerforschte Länder.

Heute morgen bin ich an Bord gestiegen. Jetzt sind wir damit beschäftigt, das Verladen meines Flugzeuges „Polarstern“ vorzubereiten, und mein Glück wird nur durch die soeben eingetroffene Nachricht vom Tode des englischen Königs Georg V. getrübt. Mit mir an Bord gestiegen ist noch Herbert Hollick-Kenyon, der den „Polarstern“ so trefflich über die Antarktis gesteuert hat. Unser Flug ging über ein weites Gebiet, welches kein Mensch je vor uns gesehen hatte. Voll großer Neugierde und großer Ehrfurcht zugleich betrachteten wir die mächtigen, weißen Gebirgsketten, die wir überflogen. Als wir jene wilden und rauhen Bergspitzen unter uns erblickten, fühlte ich mich plötzlich im höchsten Grade glücklich, das Geheimnis dieses Festlandes entschleiert zu haben. Am 25. November landeten wir um 9 Uhr 55 Minuten in jener einzigen Gegend der Antarktis, die noch von niemandem beansprucht worden ist. Mit Erlaubnis des Staatsdepartementes der Vereinigten Staaten hißte ich die amerikanische Fahne und taufte das Land, das zwischen Hearst-Land und Mary Byrd-Land liegt, „James W. Ellsworth-Land“, nach dem Namen meines sel. Vaters, mit dessen Einverständnis ich diesen Flug unternommen hatte. Dagegen benannte ich die Hochebene, wo wir in

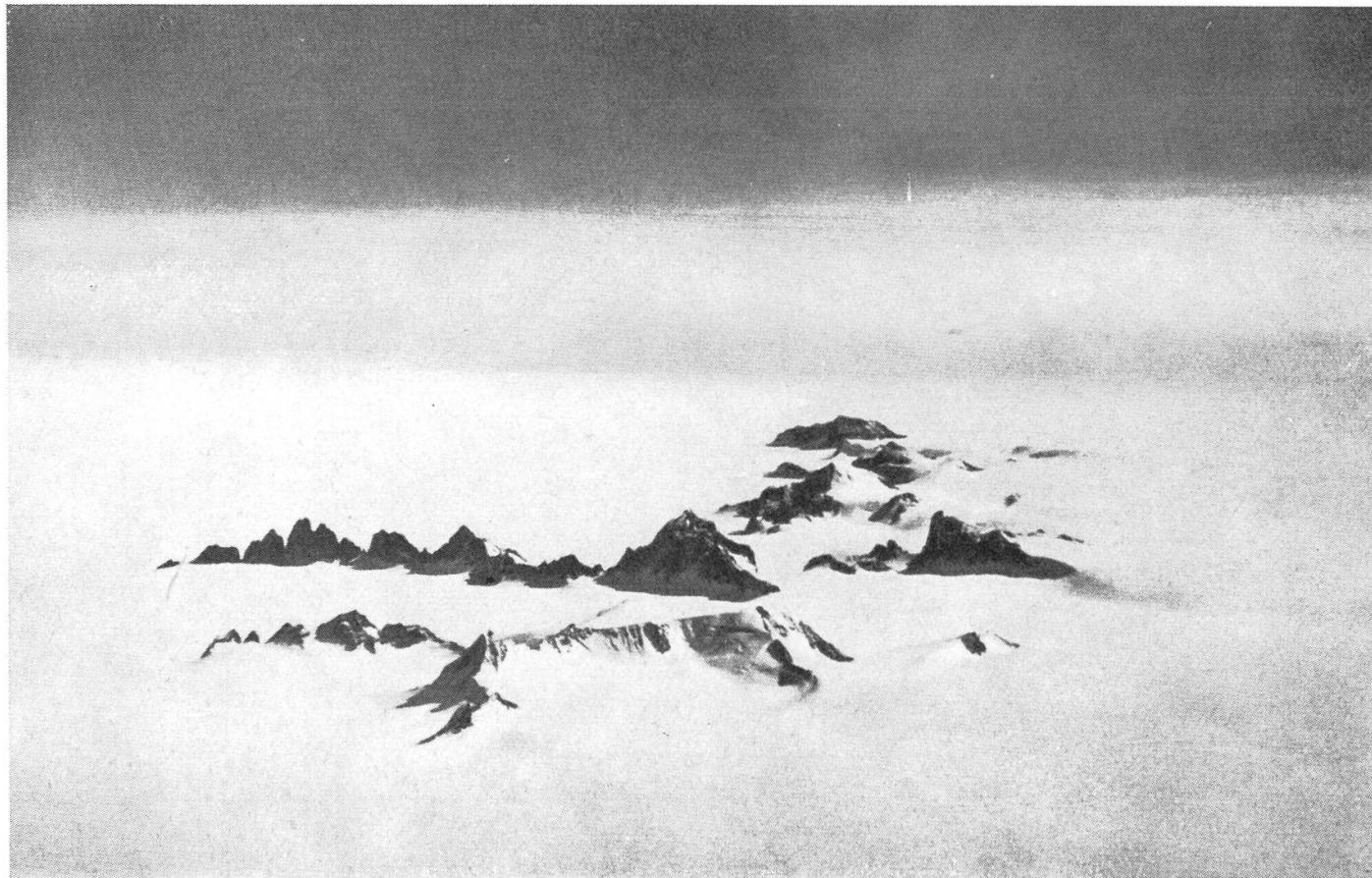
2000 Meter Höhe über Meer landeten, „Hollick-Kenyon-Hochland“.* Wir kampierten hier bis am nächsten Tag; dann nahmen wir den Flug wieder auf und landeten 30 Minuten später abermals. Der 27. November sah uns noch einmal in der Luft; aber um Mitternacht, als der Nebel sich so verdichtet hatte, daß wir die Erde nur noch schwach erblicken konnten, gingen wir nach nur 50 Minuten Flugzeit nieder. Wir hatten kaum das Zelt aufgeschlagen, als sich der Sturm erhob. Drei Tage lang wurden wir in unsere Haarsäcke gebannt. Unsere größte Sorge war, die Wärme festzuhalten und das Benzin zu retten. Das Thermometer sank auf 15 Grad unter Null. Es war so kalt, daß ich gezwungen wurde, einige Pelze von meinem Lager wegzunehmen und sie in den Haarsack zu stecken, um damit Beine und Füße zu umwickeln. Der Wind blies so gewaltig, daß wir damit rechneten, samt dem Zelt fortgetragen zu werden, weil das Zelttuch, auf dem wir lagen, mit dem Dach zusammen ein Stück bildete.

Im Schneesturm.

Zum Glück hielt das Zelt dank der Festigkeit der Holzpfölcke stand, obwohl die Böen eine Geschwindigkeit von 65 Stundenkilometern erreichten. Als der Sturm schwächer wurde, konnten wir eine Schneemauer errichten, die uns vor dem Wind schützte. Da fing plötzlich der Sturm von Osten an zu toben. Er hob das Zelt auf der Seite, wo Kenyon schlief, sodaß er schließlich auf mich hinaufrollte. Nun war unsere Ruhe gestört. Der Wind rüttelte unablässig am Zelt, sodaß wir Schlimmes befürchteten. Unterdessen war die Kälte größer geworden, und wir hielten es für angebracht, den Motor in das Zelt hineinzunehmen und ihn in Gang zu setzen. Das Gas des Auspuffs schwärzte sofort die Wände des Zeltes und uns dazu. Wir traten nur vor unser Obdach hinaus, um zweimal im Tag einen Radioruf auszusenden oder um einen Eimer mit Schnee zu füllen. So verschafften wir uns Wasser für das Frühstück, das aus „porridge“ (Milchbrei und Hafer) und Speck bestand. Wir hatten vorsichtshalber Lebensmittel für zwei Monate mitgenommen. Die Rationen betrugen im Tag 11,5 Hektogramm für jeden. Wir aßen nur zweimal im Tag: Am Morgen, wie schon erwähnt, „porridge“ und am Abend einen andern Brei aus Hafer, Zwieback und Dörrfleisch (Pemmikan). — Eines Abends sprach Kenyon während des Imbisses aus, was auch ich schon längst dachte: „Alles das ist vielleicht so gekommen, um uns

* Den Zentralgipfel eines, schon nach 11 stündigem Flug gesichteten isolierten kleinen Gebirgszuges taufte Ellsworth auf den Namen seiner Frau „Mary Louise Ulmer-Berg“, da ihm ihr unermüdlicher Beistand ein wahres „Bollwerk“ moralischer Unterstützung war.

(Geographic Magazine, Juli 1936, pag. 9 u. 18)



Aus: The National Geographic Magazine. VII. 36. Fot. Ellsworth Antarctic Exped.
Eines der von Ellsworth entdeckten antarctischen Gebirge
Den Zentralgipfel benannte er nach dem Namen seiner Frau: Mary Louise Ulmer-Berg



Die Rettung Lincoln Ellworth's und seines Begleiters Hollock Kenyon
Phot. Discovery Committee Colonial Office

Das ist das erste Bild, das nach der Rettung der kühnen Forscher in Little America aufgenommen wurde. Ellsworth (Mitte) leidet an einer durch Kälte und Frost erlittenen Fußinfektion, die ihn hinderte, der Rettungsmannschaft bis zur Eisbarriere entgegen zu gehen. Die übrigen sechs Männer sind ein Teil der Besatzung des engl. Forschungsschiffes Discovery II

auf die Probe zu stellen.“ Ich erinnerte mich jedoch der Worte jenes wundervollen Psalms: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn seine Macht ist bei mir.“ Es kam uns voll zum Bewußtsein, an welch dünnem Faden doch unser Leben hing. Wir waren die einzigen menschlichen Wesen auf einem Kontinent, der größer ist als ganz Europa. Durch den Gedanken an die drohende Katastrophe, inmitten der unendlichen Einsamkeit, wurde das Band treuer Freundschaft in jenen unvergesslichen Stunden noch enger um uns beide geschlungen.

Tragische Aussichten.

Die Möglichkeit eines tragischen Endes stand vor unsren Augen. Was wäre schon aus uns geworden, wenn das zerbrechliche Ge- bilde, das von Menschen aus Metall und Holz geschaffen worden und jetzt vor unserm Zelt im Schnee begraben lag, seiner eigen- artigen Mission überdrüssig geworden wäre und uns mehr als 1000 Kilometer von unserem Ziel im Stich gelassen hätte? Hunderte von Kilometern trennten uns von der Küste. Weiterhin dehnen sich Eisbänke und offenes Wasser. Seehunde und Pinguine hätten wir wenigstens vorfinden können, aber was sonst noch Lebendiges außer diesen? Der Mensch lernt in diesen Gegenden die schwierige Tugend des Verzichtens; doch der Gedanke, zu Fuß über das gefrorene Festland wandern zu müssen und auf keine Rettung hoffen zu dürfen, war nichts weniger als ermutigend. Dies alles ging mir an jenem Morgen durch den Sinn, als wir probierten unser Flug- zeug startbereit zu machen. Als wir eine Stunde lang den Motor zu erwärmen versuchten, drohte uns ein neuer Schneesturm zu be- graben, sodaß die Lage für uns fast unerträglich wurde. Wenn wir nur schon aus diesem Loch heraus wären!

Der gefürchtetste Feind des Polarforschers ist der Flugschnee. Ihm gegenüber ist der Mensch machtlos. Als der „Blizzard“ nachließ, entdeckten wir, daß der Schwanz unseres Flugzeuges im Innern mit zusammengewehitem Schnee dicht ausgefüllt war. Ich brauchte einen ganzen Tag dazu, um diese kompakte Schneemasse zu entfernen. Wie ein Eichhörnchen kroch ich zwischen Drähten und Gestänge hindurch. Weil ich magerer war als Kenyon, mußte ich diese Arbeit ausführen. Viele andere kleine Mißgeschicke haben uns noch ver- folgt. Zum Beispiel ging unsere Ofenklappe verloren, und wir mußten auf der Hut sein, daß das Feuer erhalten blieb. Wir hatten das Lagerleben satt; aber es hatte den Anschein, als sollten wir für immer hieher verbannt bleiben. Fünfmal versuchten wir, den Flug- zeugmotor in Gang zu setzen; aber irgend etwas klappte nicht.

Darum verband Kenyon die Drähte unserer Radioantenne mit der Radiobatterie und mit dem Anlaßmotor: der Propeller fing sofort an, sich zu drehen. Hierauf entnahmen wir dem Flugzeug alles, was es enthielt, zogen es aus dem Schnee heraus, luden alles wieder ein und stiegen auf bei einem Wetter, das nichts Gutes versprach. Der Horizont war immerhin hell. Nach drei und drei Viertelstunden landeten wir noch einmal, um Beobachtungen zu machen. Es war ein schöner Abend. Die Schneekristalle funkelten wie Juwelen und die Luft war windstill. Zum erstenmal nach den angstfüllten Sturmtagen fühlte ich das Glück zu leben, besonders beim Gedanken, daß nur 250 Kilometer uns vom Ziele trennten. Wir schliefen wenig, und am andern Morgen fuhren wir früh ab, um die nördliche Spitze der Rooseveltinsel zu erreichen, die 25 Kilometer von der Walfisch-Bai entfernt liegt. Wir wußten indessen noch nicht, wie nahe dabei wir waren. Die Unsicherheit über unsere Lage war dadurch entstanden, daß die zwei Landkarten, die wir besaßen, die Insel an verschiedenen Orten zeigten. Das Benzin ging aus, bevor wir die Insel erreichten. An der Farbe des Himmels jedoch erkannten wir, daß das Roßmeer in der Nähe sein mußte. Ich war am ersehnten Ziel meiner vierjährigen Träume. Um halb elf Uhr fing der „Polarstern“ an, seinen Flug zu verlangsamen und landete bald auf dem Boden wie ein müder Vogel. In dem Behälter war kein Tropfen Benzin mehr. Wir gruben einen Laufgang und schlügen das Zelt auf. Der Ort, wo wir aus Mangel an Benzin zu landen gezwungen waren, sollte nach unserer Berechnung nicht sehr weit von unserem Ziel „Klein Amerika“ liegen. Eines Morgens stieg Kenyon auf das Flugzeug und sagte, daß er glaube, unser Reiseziel zu erblicken. Auch mir wollte es von diesem erhöhten Standpunkt aus scheinen, als ob man in sechs bis sieben Kilometer Entfernung mit Schnee bedeckte Häuser erblicken könnte. Am nächsten Tag, am 9. Dezember, verluden wir auf einen Schlitten Vorräte für drei Wochen und zogen los. Wir beide trugen Kleider von Kamelhaaren, unter diesem Anzug ein Flanellhemd und darüber eine Windjacke.

Enttäuschung.

Die sechs oder sieben Kilometer waren in Wirklichkeit vierundzwanzig, und statt „Klein Amerika“ fanden wir nur eine Reihe von Eisbergen. Wir waren ohne Zelt und Sextant aufgebrochen, weil wir Zuflucht in „Klein Amerika“ zu finden hofften. Wir kehrten ohne Schlitten zurück, um diese zwei unerlässlichen Gegenstände zu holen. Wir blieben eine Stunde bei dem Flugzeug, und dann brachen wir wieder auf. Es war ein mühevoller Marsch. Der Schnee war weich und die Sonne, die am wolkenlosen Himmel glänzte, brachte uns zum

erstenmal seit Anfang der Reise zum schwitzen. Diese Beschwerlichkeiten des Marsches bewogen uns, nachts zu reisen und bei Tag zu schlafen. Aber das schöne Wetter dauerte nur zwei Tage. Da kam der Nebel von einem beißenden Wind begleitet. In den ersten zwei Tagen wanderten wir gegen Westen, dann bogen wir gegen Norden ab. Auf Grund der Messungen, die Kenyon mit einem Taschenkompaß ausführte, stellten wir fest, daß wir in der Stunde drei Kilometer und zweihundert Meter zurücklegten. Wir zogen den Schlitten jeweilen eine Viertelstunde lang, dann ruhten wir wieder vier Minuten aus. Der 12. Dezember war bewölkt und düster. Wir waren ungefähr zwanzig Kilometer unterwegs, als ich Kenyon einen schwarzen Streifen zeigte, der die trostlose Schneewüste begrenzte. Wir waren der gleichen Meinung, daß jener Streifen nur das offene Meer sein könne. Daher schlügen wir in jener Nacht unser Zelt im Angesicht des Ozeans auf. Unsere Mahlzeit bestand aus langen Streifen getrockneten Specks und aus warmem Fett, woren wir Haferzwieback tunkten. Dann kochten wir eine Hafersuppe, und ich fühlte mich glücklich. Aber meine Freude war von kurzer Dauer. Als ich die Strümpfe auszog, um sie zu trocknen, entdeckte ich, daß eine meiner großen Zehen zu einer Blase aufgetrieben war. Das Blut zirkulierte nicht mehr, und ich hatte jede Empfindung in der Zehe verloren, wie wenn sie ein Stück Holz geworden wäre. Der Erfrierungsprozeß mußte eingesetzt haben, als wir während des Sturmes auf der Hochebene kampierten.

Endlich am Meer.

Am 13. Dezember schauten wir aus dem Zelt. Alles war in Nebel eingehüllt. Und obwohl wir den ganzen Tag in der Richtung nach dem Meere wanderten, so schien es uns doch, als würde es uns nie gelingen, die Küste zu erreichen. Als wir auf dem Schlitten saßen und Nüsse und Schokolade aßen, kreisten drei Möven über uns, als ob sie uns Mut einflößen wollten. Am späten Nachmittage konnten wir den Umriß eines vereisten Gipfels erkennen. Wir entschlossen uns, ihn zu besteigen, um von dort eine bessere Aussicht zu haben und vielleicht das nahe Meer zu sehen. Wir hörten nämlich ein Geräusch, das wir als die Brandung deuteten; aber gewiß war es nichts anderes, als die Stimme des Windes. Als wir endlich auf dem Gipfel standen, sahen wir unter uns das Roß-Meer. Wir waren wahrhaftig am Rand der großen Eis-Barriere. Wir kehrten den gleichen Weg zurück und kampierten in jener Nacht anderthalb Kilometer vom Meer entfernt, weil der Rand der Barriere fortwährend einstürzt. Jetzt, wo wir am Ziel waren, wäre uns ein unfreiwilliges Bad im Meer unerwünscht gewesen.

Am nächsten Morgen konnten wir feststellen, daß wir uns ungefähr 24 Kilometer nördlich von „Klein Amerika“ befanden. Offenbar waren wir im Nebel darüber hinausgelangt. Es blieb uns nichts anderes übrig, als zurückzukehren. Am 14. und 15. Dezember schalteten wir zwei Ruhetage ein, und am folgenden Tag gingen wir am Rand der Walfischbai entlang bis nach „Klein Amerika“, das wir genau 22 Tage nach unserer Abfahrt von der Insel Dundee erreichten. Man atmet auf, wenn man in jener unendlichen, dem Leben feindlichen Einsamkeit zu etwas Greifbarem gelangt. Es erschienen uns zuerst die Telegraphenstangen und die Radioantennen von „Klein Amerika“. Der Anblick erinnerte mich an die Bohrtürme der Petroleumfelder von Kalifornien. Aber wo waren die Häuser? Man sah nicht eines. Bei genauem Hinsehen entdeckten wir über ein Dutzend Ofenrohre, die aus dem Schnee herausragten. Es sah aus, als ob eine riesige Pflanze Wurzeln geschlagen hätte und mühsam zum Licht emporstrebe. Wir begannen zu graben und fanden eine Dachluke, die wir öffneten. Mittels einer Art Strickleiter, die ich aus dem Seil des Schlittens herstellte, wie ich es im vergangenen Sommer in der Schweiz gelernt hatte, stiegen wir in das Innere der Behausung. Es war die Radiohütte. Wir entschlossen uns, hier unsere Wohnung einzurichten. Wie schön kam es uns vor, sich nach zweitwanzig Tagen wieder im Schutz von vier Wänden zu befinden, wo man mit ruhigem Herzen schlafen konnte. Am nächsten Tage begannen wir nach Vorräten zu suchen. Wir fanden zwei Kohlesäcke, eine halbe Kanne Benzin, einen Sack mit harten Biscuits und eine Büchse mit konserviertem Fleisch. Halb im Schnee begraben fanden wir andere Vorratsspeicher und konnten uns so eine Auswahl von Köstlichkeiten verschaffen, wie Mehl, Schinken, Sauce, usw., die wir als Leckerbissen verzehrten. Nun sahen wir gelassen der Ankunft der „Wyatt Earp“ entgegen.

Noch unbekannte Länder.

Wir hatten Weihnachten aus Versehen einen Tag zu früh gefeiert. Wenn der Himmel sich auf unserem Weg zum Meer nicht geöffnet hätte, würden wir dies wohl kaum bemerkt haben. Die Sonne wies nämlich einen schwarzen Fleck auf. Da erinnerten wir uns, daß für den 25. Dezember eine totale Sonnenfinsternis angekündigt worden war. Bald lagen dunkle Schatten auf unserer Welt; dann wurde es wieder Tag, oder besser gesagt, der funkelnende Glanz der Polarnacht umfing uns wieder.

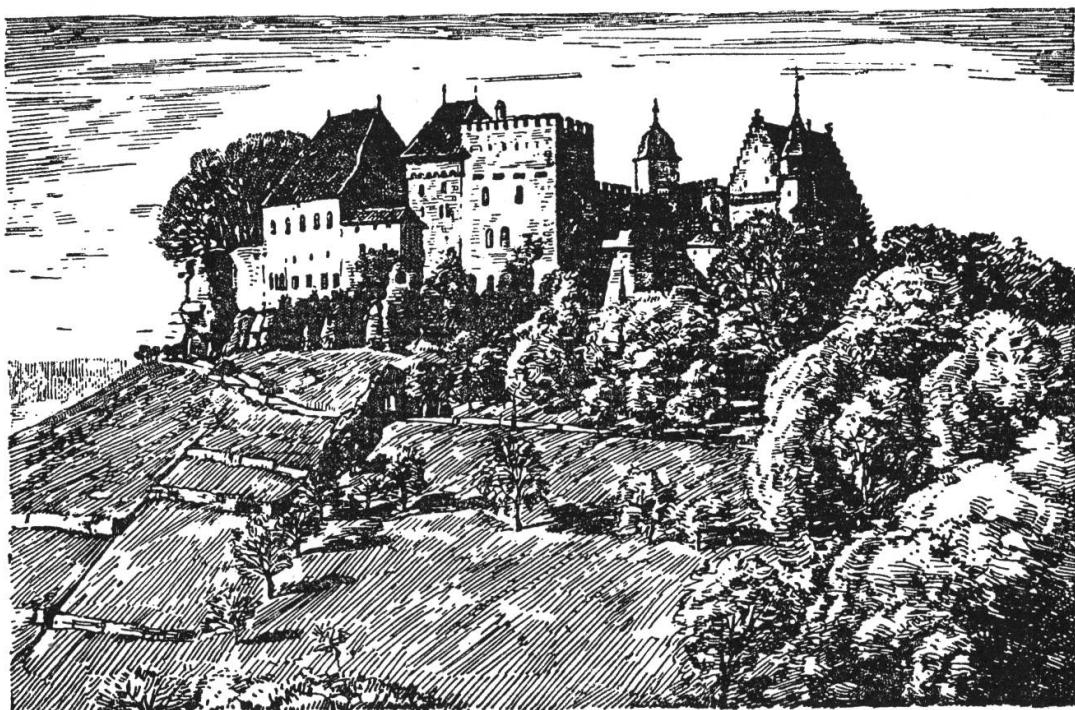
* * *

Jetzt endlich sind wir wieder an Bord unseres Schiffes. Es wird noch einige Zeit vergehen, bis ich alle Beobachtungen auswerten

kann, die ich während der Expedition gesammelt habe. Auch die Wissenschaft fordert Beweise. Ist die Vermutung wohl zu gewagt, daß die Gebirgsketten und Hochebenen, die wir während unseres Fluges entdeckt hatten, einem zusammenhängenden System von Gebirgen angehören, welche die Antarktis durchqueren?

Mein Forschungsflug ist beendet. Aber es gibt noch große Gebiete in diesem Teil der Erde, die noch nie von einem Menschen Fuß betreten worden sind, Gegenden, von denen man weder die Höhe noch Tiefe noch die Temperaturen kennt, weil sie noch von dem romantischen Geheimnis des Unbekannten umhüllt sind. Ihr Zauber ist groß. Es ist die Pflicht des Menschen, sie zu erforschen, um ihnen neue Tatsachen für die Naturwissenschaften zu entlocken. Man könnte diese unbekannte Welt mit einem riesigen Zusammenspiel vergleichen, dessen Lösung unvollständig bleibt, weil noch einige Würfel fehlen. Nach sechs Polarexpeditionen ist meine Begeisterung durch nichts beeinträchtigt worden, weil die Sehnsucht nach großen Abenteuern nicht von mir erworben wurde: sie rauscht in meinem Blute.

(Aus dem „Corriere della Sera“
ins Deutsche übertragen von Ed. Attenhofer).



Schloß Lenzburg, der Ruhe- und Heimatsitz des Polarforschers Lincoln Ellsworth.